

nersetzungen um die Patristik im Frankreich des 17. Jh.s am Beginn der Aufklärung. Dabei handelte es sich um einen Prozess, der bis zur Mitte des 20. Jh.s andauerte und vom Häresieverdacht gegenüber der Patristik begleitet wurde (Nouvelle Théologie). Auch hier beendete erst das II. Vatikanische Konzil modernistische und klerikale Engführungen im Umgang mit den Kirchenvätern und schuf die Voraussetzungen für ein neues Verhältnis von patristischer Wissenschaft und kirchlichem Lehramt durch einen kritischen Umgang mit der Tradition.

(5) Vor diesem Hintergrund entwickelt M. in seinem letzten Kapitel (S. 217–258) „Ansätze zu einer zeitgemäßen und traditionsgeleiteten Begründung und Verwirklichung des patristischen Prinzips“, die „dem Geschichtsbewusstsein der Gegenwart, der ökumenischen Frage und dem doppelten Maßstab von Wissenschaftlichkeit und Kirchlichkeit gerecht“ wird (S. 217). Angesichts der Krise der Väterautorität und eines veränderten Geschichtsbewusstseins betont M. den notwendigen Kommunikationszusammenhang der Kirche bzw. der Ökumene (!) für die Rückgewinnung der *auctoritas patrum* in Kirche und Theologie. Die besondere Bedeutung der Patristik für die Theologie erklärt sich ihm aus der Sonderstellung der Alten Kirche mit ihren normativen Entscheidungen. Einen *consensus patrum* im strengen Sinne, wie ihn Calixt für seine Theorie vom *consensus quinquesaecularis* postulierte, hat es danach schwerlich gegeben (vgl. S. 252), dafür aber gewiss außer „Väter“ auch „Mütter

des Glaubens“ (S. 256), die den Weg der Kirche mitgeprägt haben. Die Aufgabe der Patristik besteht für M. dann auch im weitesten Sinn in der Erforschung der prägenden Anfänge bzw. der „Kindheitsgeschichte der Kirche“ (S. 258).

(6) Bei der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um einen bemerkenswerten Beitrag zur Dogmen- und Theologiegeschichte und zur Ökumene aus katholischer Sicht von grundsätzlicher Bedeutung, der schon im Ansatz seiner Fragestellung die konfessionellen Grenzen überwindet und mit der Patristik als einer historischen und theologischen Wissenschaft für einen weit gespannten Väterbegriff eintritt. Ein Problem ist allerdings das deutliche Übergewicht der abendländischen Patristik und der fast völlige Verzicht auf die Einbeziehung von Theologie und Frömmigkeit der Kirchen des Ostens, die ihrerseits die Bedeutung der Kirchenväter hervorheben, aber auf einen eigenständigen Zugang zu ihnen Wert legen. Auffallend ist in diesem Zusammenhang auch, dass der Vf. in der Bekenntnis tradition fast nur auf das Apostolikum verweist, während das gemeinsame (ökumenische) Bekenntnis von Konstantinopel (381) kaum erwähnt wird. Im Hinblick auf die Bedeutung der Patristik für die Ökumene (vor allem der Kirchenväter des 4. und 5. Jh.s) besteht insofern Ergänzungsbedarf. – Das sorgfältig gestaltete Buch weist nur gelegentlich Druckfehler auf; vgl. besonders S. VIII.

Marburg

Wolfgang A. Bienert

## Mittelalter

*Das Schisma zwischen Ost- und Westkirche, 950 bzw. 800 Jahre danach (1054 und 1204). Hrg. v. Theodor Nikolaou in Zusammenarbeit mit P. Neuner u. G. Wenz* (Beiträge aus dem Zentrum für ökumenische Forschung München 2). Lit: Münster 2004, 198 S., ISBN 3-8258-7914-3.

Th. Nikolaou war es gelungen, eine Reihe vorzüglicher Fachleute zu einem Expertengespräch zusammenzubringen, das die Trennung der Kirchen von Ost und West zum Thema hatte. Diese Ausführungen liegen nun dankenswerterweise nachlesbar vor. Wesentliche Berei-

che der Problematik sind abgedeckt. Natürlich ist nicht Vollständigkeit zu erwarten, und es sei erlaubt, im Folgenden auf einige dieser Punkte hinzuweisen.

Fr. Tinnfeld referiert in einer abgewogenen Darstellung im Detail die Ereignisse von 1054. Verschiedene Kräfte sind im Spiel, auch vermittelnde, zur Konfrontation werden vor allem Rangfragen und der Gebrauch (oder Nichtgebrauch) von Azymen hochgespielt. Die gegenseitige Bannung bezieht sich nur auf bestimmte Personengruppen. Wichtig ist, dass im allgemeinen Bewusstsein zunächst das Jahr 1054 als Datum für ein Schisma keine Rolle spielt.

G. Avvakumov zeigt sich gut in der lateinischen Literatur bewandert und referiert deren Beurteilung der Griechenfrage im späteren 11. und im 12. Jahrhundert. Auch wenn es verschiedene Stimmen gibt und manches in der Schwebe bleibt, überwiegt doch das Bewusstsein von Verschiedenheit innerhalb einer Kirche (*diversa, non adversa*). Das Klima ändert sich erst seit 1204.

Dies führt E. Giese aus, der die Kreuzzüge behandelt. Aus sehr verschiedenen Intentionen erwachsen und zunächst als Unterstützung der Byzantiner gegen die andringenden Türken gedacht, verband sich sehr bald damit der Wunsch, römischen Glauben und Primat auch bei den Griechen durchzusetzen, den sich dann wiederum die Kreuzritter für ihre Absicht, eigene Herrschaften im Osten zu errichten, zunutze machten.

Chr. Gastgeber beleuchtet die verschiedenen Motivationen, die im 4. Kreuzzug wirksam wurden, anhand einer Quellengruppe, des Briefwechsels von Innozenz III. Dem Papst war an einem Kreuzzug gegen die Heiden gelegen, der die den Christen entrissenen Gebiete, vor allem Jerusalem, wieder in christliche Hand bringen sollte. Die Aktionen sollten nur im Notfall gegen Christen gehen. Ein besonderes Anliegen war ihm die Einheit der Kirche, die er sich freilich nur in der Anerkennung des römischen Primats vorstellen konnte. Erst als ihm die Eroberung Zaras und schließlich Konstantinopels vor vollendete Tatsachen stellten, versuchte er aus diesen das Beste zu machen, und in ihnen sogar den göttlichen Willen wirksam zu sehen. Letztlich sah er alle seine Pläne scheitern. Die Kreuzritter waren auf Beute und Herrschaft aus und versuchten ihre Unternehmungen als zur höheren Ehre Gottes geschehen und der Einheit der Kirche dienend hinzustellen. Letzteres bestand zunächst in der Einsetzung eines lateinischen Patriarchen. Die Venezianer werden allgemein als die eigentlichen Bösewichter gesehen, auch in den Augen des Papstes, stellen sich selbst aber in durchaus zynischer Weise als nur dem Hl. Stuhl dienend dar. Der byzantinische Kaiser und seine Kanzlei kommen auch mit hoher diplomatischer Kunst nicht gegen die Gewalt an. Schließlich wird weithin zur Rechtfertigung des Geschehenen ein Schema wirksam, das in den Lateinern die Gläubigen (*fideles*), in den Griechen die treulosen (*infideles*) sieht und die Unterschiede (*Azymen* und *Filioque*) hochspielt, um die Griechen als irrgläubig zu brandmarken.

Th. Nikolaou selbst zeichnet die Entwicklung des Schismas nach. Er legt eine

Vorstellung von der Orthodoxen Kirche zugrunde, die an der Geschichte exemplifiziert wird. Kirche besteht danach wesentlich in Einzelgemeinden, die der Glaube verbindet. Eine übergreifende Struktur bilden die Patriarchate. Die Einheit konkretisiert sich auf den verschiedenen Ebenen synodal. Dabei fehlen nicht Idealisierungen. Die Pentarchie war aus zufälligen staatlichen Strukturen gewachsen, diese in der Reichskirche liegenden Voraussetzungen gab es seit dem christologischen Streit des 5. Jh. kaum noch, seit dem Arabersturm des 7. Jh. und der Orientierung Roms auf die Franken im 8. Jh. gar nicht mehr. Als Idee wurde die Pentarchie erst wirksam, als ihr bereits die realen Grundlagen fehlten. Die Rolle des byzantinischen Kaisers, der in den in Betracht kommenden Jahrhunderten sich für die Theologie für verantwortlich hielt und Patriarchen nach Gutdünken ab- und einsetzte, kommt nicht in den Blick. N. sieht völlig richtig, dass ein verschiedenartiges, in Jahrhunderten gewachsenes Brauchtum Unterschiede zwischen Ost und West setzt, die jedoch zunächst nicht als kirchentrennend eingestuft werden, aber in Konfliktsituationen zur theologisch-liturgischen Begründung einer Trennung ausgebaut werden, um den anderen als irrgläubig zu erweisen. N. spezifiziert in seinem Beitrag den eigentlichen Kontroverspunkt auf zwei verschiedene Ekklesiologien, wobei der östlichen Position (*s. o.*) ein Papsttum gegenüber steht, das aus unbestimmten (oder immer bestimmter werdenden) Primatsvorstellungen zu konkreten Durchsetzungen kommt. Das ist zuerst in der Bulgarenfrage der Fall, findet eine Steigerung im Aufbau einer lateinischen Hierarchie in Syrien und Jerusalem Ende des 11. Jh. und erreicht den Tiefpunkt in der Eroberung von Konstantinopel 1204 und der Einsetzung eines lateinischen Patriarchen.

A. Berger schließt zeitlich an die Ausführungen von Nikolaou an. Er zeigt, wie in starker Abhängigkeit von der jeweiligen politischen Situation Kirchenunionen von beiden Seiten geplant wurden, die dann vor allem politischen Zielen dienen sollten. Freilich war päpstlicherseits immer nur an eine Unterwerfung der Ostkirche gedacht.

Insgesamt kann eine große Übereinstimmung in der Sicht der historischen Situation konstatiert werden. Ausgespart sind die Expansion westlicher Mächte, besonders Venedigs, im östlichen Mittelmeer seit ca. 1200, die eine Reihe von Varianten im Mit- und Gegeneinander östlichen und westlichen Kirchentums mit sich brachte, und die neuere Entwicklung, die mit der

Union von Brest 1595/96 Realitäten setzte, die bis heute umstritten sind.

Zwei weitere Beiträge stehen eher isoliert da.

G. Wenz legt in sehr genauen Analysen der Texte die Versuche der lutherischen Reformation 1559 und 1574 bis 1581 dar, mit der Ostkirche ins Gespräch zu kommen und sich selbst als rechtgläubige Kirche darzustellen. Der Osten listete eine Reihe von Differenzpunkten auf, von denen der Synergismus gewiss das meiste Gewicht hat. W. stellt diese Episoden als Zeugnis ökumenischer Aufgeschlossenheit von Seiten der lutherischen Kirche heraus.

Wichtig scheinen mir zwei Voraussetzungen, die sich für das Gespräch nur ungünstig auswirken konnten. Die dogmatische Zentrierung auf die Rechtfertigungslehre in der Reformation entsprang der konkreten Situation, dem Widerspruch gegen die damalige römische Ablasspraxis, konnte aber in dieser Weise im Osten kaum Verständnis finden. Weiterhin war die geistesgeschichtliche Situation im späteren 16. Jh. durch enzyklopädische Gelehrsamkeit und das Bestreben gekennzeichnet, jedes Problem bis in die letzte Konsequenz zu verfolgen. An die Stelle des Ansatzes trat das bis ins Äußerste durchgearbeitete System. In der Theologie führte dies wenn nicht zu Überspitzungen, so mindestens zu Festlegungen, die keinen Spielraum für Verhandlungen mehr ließen. W. hat dieses Problem gesehen und unter dem Gesichtspunkt der „Kfessionalisierung“ abgehandelt.

Vl. Ivanov handelt über den Einfluss der byzantinischen Kunst im Westen nach 1204. Offenbar schließt er an die russische Religionsphilosophie des 20. Jh. an. Er meint, es gäbe jenseits aller Entwicklung einen byzantinischen Idealstil, der die eigentliche östliche Frömmigkeit spiegelt. Dieser Stil habe kurzzeitig vor allem durch die 1204 geraubten Werke im Westen gewirkt, sei aber hier bald umgewandelt worden. Eine eigentliche religiöse Kunst gibt es nur im Osten. Diese Vorstellungen, denen sich weitere Klischees zugesellen, sind schwer am historischen Material zu verifizieren.

Zwei Beiträge reflektieren die Erklärungen von 1965 zur Aufhebung des Bannes. Damit ist der Aktualitätsbezug hergestellt.

A. Vletsis wägt die verschiedenen Gesichtspunkte ab. Die gewiss richtigen Feststellungen, dass es auch um das durch die Lateiner beleidigte Kirchenvolk geht, dass die Florentiner Union von 1449 im Osten nicht akzeptiert wurde, dass diese Union eine politische Erpressung war u. a. mehr, werfen aber in dieser Durchführung Fra-

gen auf. Wie viele haben den Akt von 1054 miterlebt? Waren es wirklich griechische Bauern, die die Union 1449 ablehnten, oder nicht vielmehr Bischöfe? Wer hat überhaupt von diesen Vorgängen erfahren? Wenn sich die schlingenen Ereignisse von 1204 ins Gedächtnis einprägten, in wessen Gedächtnis? Spätestens das Abreißen aller Kontakte von West- und Ostkirche 1453 ließ allenfalls eine allgemeine Lateinerfeindlichkeit zurück, und diese wurde irgendwann in einer Bildungsschicht mit den Ereignissen von 1054 verbunden und gelangte in die kirchengeschichtlichen Lehrbücher.

P. Neuner resümiert die Entwicklung der Beziehungen zwischen Rom und den Orthodoxen seit 1958, die bis 1965 stürmisch verlief. Eine Reihe von Erklärungen, gegenseitigen Besuchen, der Austausch von symbolträchtigen Geschenken und ebensolche Handlungen bekundeten Einigkeit. Die Beteiligung von Kardinal Ratzinger (dessen Wahl zum Papst zur Zeit der Drucklegung noch nicht absehbar war) schon als Regensburger Professor lässt Positives erwarten. Immer wieder wird in den Dokumenten betont, dass nur wenig an voller Einheit fehle. Das noch Trennende wird nicht konkret bezeichnet, kann es wohl auch gar nicht. Einige Fragen scheinen mehr oder weniger ausgeblendet. Wer ist der Gesprächspartner auf orthodoxer Seite? Ein panorthodoxes Konzil ist seit langem geplant, aber nicht in Sicht. Weiterhin: Sind es nicht vielleicht doch wieder politische Gründe, die den Osten aufgeschlossen gemacht haben (1955 70 Kirchen in Istanbul zerstört, 1971 die Theologische Hochschule auf Chalki geschlossen)?

Insgesamt: Die Ergebnisse geschichtlicher Forschung und die kirchlichen Tendenzen kommen einander entgegen, ohne sich gegenseitig bedingt zu haben. Obwohl in der Einschätzung der historischen Situation weitgehend Einigkeit herrscht, ist in den einzelnen Beiträgen die Akzentuierung der eigenen Position deutlich. Letztlich geht es um getrennte Entwicklungen, die voneinander fortführen und Entfremdung bewirken, die bleibt, auch wenn das, was zur Trennung führte, längst beseitigt ist. Bemerkenswert und hoffnungsvoll ist der Wille zur Einheit bei allen Beteiligten und das Insistieren auf der vergebenden Liebe.

Greifswald

Hans Georg Thümmel

Weber, Stefan, *Das Leben des Eberhard von Kumbd.* Heidelbergs Anfänge und weibliche Frömmigkeit am Mittelrhein. Neuedition, Übersetzung, Kommentar,